

JULIA SAUERBREY

# Geschlechterunterschiede in Kooperation und Wettbewerb

Gemeinsam und gegeneinander:  
Geschlecht, Gene und Gesellschaft



## Geschlechterunterschiede in Kooperation und Wettbewerb



Julia Sauerbrey

## Geschlechterunterschiede in Kooperation und Wettbewerb

Gemeinsam und gegeneinander: Geschlecht, Gene und Gesellschaft



## Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

AVM - Akademische Verlagsgemeinschaft München 2012  
© Thomas Martin Verlagsgesellschaft, München

Umschlagabbildung: © Kurhan - Fotolia.com

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urhebergesetzes ohne schriftliche Zustimmung des Verlages ist unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Nachdruck, auch auszugsweise, Reproduktion, Vervielfältigung, Übersetzung, Mikroverfilmung sowie Digitalisierung oder Einspeicherung und Verarbeitung auf Tonträgern und in elektronischen Systemen aller Art.

Alle Informationen in diesem Buch wurden mit größter Sorgfalt erarbeitet und geprüft. Weder Autoren noch Verlag können jedoch für Schäden haftbar gemacht werden, die in Zusammenhang mit der Verwendung dieses Buches stehen.

e-ISBN (ePDF) 978-3-96091-186-9  
ISBN (Print) 978-3-86924-204-0

Verlagsverzeichnis schickt gern:  
AVM - Akademische Verlagsgemeinschaft München  
Schwanthalerstr. 81  
D-80336 München

[www.avm-verlag.de](http://www.avm-verlag.de)

## **Vorwort**

Die vorliegende Arbeit wurde im Januar 2012 von der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln als Dissertation angenommen.

Ich hatte das Glück, mich mit einem faszinierenden Thema beschäftigen zu dürfen: Den Geschlechterunterschieden in sozialen Interaktion. Ein Thema, dem derzeit – zu Recht – viel Beachtung geschenkt wird und das uns mit Sicherheit auch in Zukunft noch intensiv beschäftigen wird. Denn in Zeiten, in denen wir aufgrund des demografischen Wandels und eines drohenden Fachkräftemangels, vermehrt Frauen in den Führungsetagen brauchen und in denen sich das Selbstverständnis der Geschlechter im Wandel befindet, gilt es, genau hinzuschauen. Wo liegen Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Geschlechter? Was motiviert Männer, was motiviert Frauen zu Kooperation und Wettbewerbseintritt? Was hält sie davon ab? Diesen spannenden Fragen bin ich nach und auf dem Grund gegangen.

Bei der Arbeit an diesem Werk haben mich viele Personen auf die unterschiedlichsten Weisen begleitet. Neben meinen Doktorvätern, Prof. Dr. Detlef Fetschenhauer und Prof. Dr. Egon Stephan, danke ich Prof. Dr. Erik Hölzl und all meinen aktuellen und ehemaligen Kollegen. In addition I thank Prof. Dr. Robert H. Frank for inviting me to Cornell. Ganz besonders herzlich möchte ich mich auch bei meinen Eltern Christa und Jürgen, meinen Schwestern Jasmin und Angie und meinen lieben Freunden bedanken. Ohne all diese tollen Menschen wäre der mitunter steinige Weg zur Promotion sehr viel beschwerlicher gewesen.

Köln, im Januar 2012

Julia Sauerbrey

## **Kurzzusammenfassung**

Die Frage, wie und warum sich Männer und Frauen in ihrem Kooperations- und Wettbewerbsverhalten unterscheiden, betrifft nicht nur das Miteinander jedes Einzelnen, sondern ist im Besonderen auch für die Zusammenarbeit in Unternehmen und für das Miteinander in einer Gesellschaft von zentraler Bedeutung. Vor diesem Hintergrund wird in dieser Arbeit eingehend analysiert, in welcher Weise sich die Geschlechter in kooperativen und kompetitiven Situationen verhalten und welche systematischen Unterschiede sich diesbezüglich feststellen lassen.

Um die unterschiedlichen Verhaltensweisen in die verschiedenen theoretischen Erklärungen einordnen zu können, wird zunächst ein breiter Überblick über die herrschenden Theorien zu Geschlechterunterschieden gegeben. Dabei erfahren sowohl die bekannten Richtungen der Sozialisations- und der Evolutionstheorie Beachtung, d.h. der Einfluss von Umweltfaktoren und genetischen Dispositionen, als auch weniger populäre Ansätze wie die der Gender Similarities, der Gender Variability und der evolutionären Mechanismen in modernen Gesellschaftsstrukturen. Im Anschluss daran wird der aktuelle Stand der Kooperations- und Wettbewerbsforschung aufgezeigt und mittels der beschriebenen Theorien detailliert analysiert. Welche der Theorien hält der Prüfung an der Empirie stand? Welche geschlechtsspezifischen Verhaltensmuster lassen sich identifizieren?

Im Bezug auf das Kooperationsverhalten zeigt sich, dass Frauen nicht generell kooperativer sind als Männer. Allerdings können sowohl in dyadischen Kooperationsituationen als auch bei Kooperationen in Gruppen spezifische Verhaltensmuster festgestellt werden: Frauen lassen sich hinsichtlich ihrer Entscheidung über Kooperation und Nicht-Kooperation vor allem von emotionalen Aspekten wie Nähe und Verbundenheit oder aber Unsicherheit und Furcht leiten. Bei Männern steht hingegen vor allem die rationale Abwägung des potenziellen Nutzens einer Kooperation im Vordergrund, wobei die relativen Kosten, der Statusgewinn oder der Sieg der eigenen über eine andere Gruppe von primärer Bedeutung sind.

Die eingehende Analyse der Befunde des Wettbewerbsverhaltens legt offen, dass Männer ihre Leistung im Wettbewerb durchschnittlich stärker steigern und auch eine höhere Bereitschaft haben, in Wettbewerbe einzutreten. Im Gegensatz dazu erweisen sich Frauen in kompetitiven Situationen allgemein – selbst bei iden-

tischem Leistungsniveau – als deutlich zurückhaltender und variieren ihre Wettbewerbsneigung sehr viel kontextabhängiger als Männer.

Insgesamt wird deutlich, dass sich das Verhalten von Männern und Frauen in der sozialen Ausrichtung unterscheidet und mittels unterschiedlicher Theorien begründen lässt: Während Frauen vorrangig auf andere Personen sowie die Beziehung zu ihnen ausgerichtet sind und der Erklärungsanteil sozialisationstheoretischer Ansätze bezüglich ihrer Verhaltensweisen größer ist, orientieren sich Männer eher an den Resultaten ihrer Handlungen und es sind häufiger evolutionäre Theorien, die ihr Verhalten erklären können.

Durch das Aufzeigen weiterführender Forschungsideen wird abschließend eine Brücke in die Zukunft geschlagen. Aufbauend auf der bisherigen Forschung und den gewonnenen Erkenntnissen werden zahlreiche konkrete Ansätze für zukünftige Erhebungen entwickelt. Damit stellt diese Arbeit nicht nur eine umfassende Zusammenschau und eine Neubewertung des bisherigen Wissenstands der Kooperations- und Wettbewerbsforschung sowie der Geschlechtertheorien dar, sondern weist auch neue Wege zu einem differenzierteren Verständnis der Unterschiede von Mann und Frau in sozialen Interaktionen.



## **Abstract**

The question of whether men and women differ in their cooperative and competitive behaviors and why they may or may not is crucial for various reasons: it is of genuine interest to each of us since we and everyone around us is either male or female and therefore identifies with gender to some extent. It is of importance to organizations when forming teams and setting incentives. It is of significance to society more broadly as it affects provision of public goods, social cohesion, and voluntary engagement. The aim of this thesis, therefore, is to analyze the particular cooperative and competitive behaviors are demonstrated by men and women and which systematic differences can be observed within these behaviors.

To allow a broader understanding of such gendered behavioral differences, I first provide a general overview of theories of gender differences. This includes discussing well-known concepts like social and evolutionary theories as well as introducing less familiar approaches such as “Gender Similarities”, “Gender Variability”, and the “transfer of evolutionary mechanisms into modern societies”. Subsequently, the current state of research in cooperation and competition is reviewed and analyzed using the theories previously illustrated. Which theoretical framework is most clearly substantiated by the empirical evidence? What kind of gender-specific behavior patterns can be identified?

In terms of cooperative behavior, empirical evidence shows that women are generally not more cooperative than men. However, in both dyadic cooperative situations and cooperation in groups, gender-specific behaviors can be found. Women base their cooperation decisions mainly on emotions such as proximity and closeness or uncertainty and fear. In contrast, men take primarily rational consideration of the potential benefit of cooperation into account when deciding about cooperation or defection.

Detailed analysis of the results on competitive behavior reveals that men improve their performance to a larger degree when faced with competitive situations and are more willing to enter a competition compared to women. Females however tend to avoid competitive situations - even when exhibiting identical performances.

In addition, their competitive behavior is much more affected by context effects than is the case with men.

Overall, there is a clear pattern regarding what men and women focus on and which theories provide more explanatory power for their specific behavior: While female behavior is primarily oriented towards other people or relationships and can more often be explained by social theories, male behavior typically focuses on personal benefits or benefits of large groups and is mainly explained by evolutionary theories.

I conclude by highlighting a number of research approaches based on previous works and the obtained findings. Thus, this thesis comprises not just a comprehensive review and reassessment of the current state of knowledge on research in cooperation and competition and gender theory, but also leads towards a more nuanced understanding of the differences between men and women in social interactions.

## Inhaltsverzeichnis

1.) Einleitung .....	1
2.) Geschlechterunterschiede: Großer Streit um den kleinen (?) Unterschied. .....	5
2.1.) Sozialisierungstheoretische Erklärungen: Zu Beginn sind wir alle gleich.....	8
2.1.1.) Der Ursprung der Unterschiede zwischen Mann und Frau.....	10
Geschlechteridentität .....	10
Geschlechterrollen und die (bio-)soziale Rollentheorie .....	12
Macht, Status und Geschlechterhierarchie .....	15
2.1.2.) Was spricht für die sozialisationstheoretischen Erklärungen und was dagegen? .....	19
2.2.) Biologisch-evolutionstheoretische Erklärungen: Wir sind von Beginn an grundverschieden.....	26
2.2.1.) Der Ursprung für Unterschiede zwischen Mann und Frau .....	27
Parental Investment .....	27
Intra-sexuelle Konkurrenz .....	28
Hormone und Gehirn.....	30
2.2.2.) Was spricht für die evolutionären Erklärungen und was dagegen? .....	37
2.3.) Alternative und integrative Erklärungen: Abseits der beiden bekannten Theorien.....	46
2.3.1.) Gender Similarities Hypothese – Gibt es überhaupt einen Unterschied? .....	47
2.3.2.) Gender Variability Hypothese – Mittelmäßige Frau trifft Dr. Jekyll & Mr. Hyde.....	51

2.3.3.) Evolutionäre Mechanismen in modernen Gesellschaftsstrukturen – Sind Männer das eigentlich schwache Geschlecht?.....	56
<b>3.) Geschlechterunterschiede in sozialer Interaktion: Gemeinsam und gegeneinander .....</b>	<b>61</b>
<b>3.1.) Kooperation.....</b>	<b>63</b>
3.1.1.) Dyadische Kooperation .....	66
Vorhersagen der Theorien .....	67
Empirische Evidenz.....	73
3.1.2.) Kooperation in Gruppen .....	98
Vorhersagen der Theorien .....	100
Empirische Evidenz.....	102
3.1.3.) Kooperatives Verhalten von Mann und Frau: Fazit und tabellarische Übersicht der Ergebnisse.....	117
<b>3.2.) Wettbewerb .....</b>	<b>126</b>
3.2.1.) Wettbewerbsleistung.....	128
Vorhersagen der Theorien .....	130
Empirische Evidenz.....	135
3.2.2.) Wettbewerbseintritt .....	156
Vorhersagen der Theorien .....	158
Empirische Evidenz.....	163
3.2.3.) Wettbewerbsorientiertes Verhalten von Mann und Frau: Fazit und tabellarische Übersicht der Ergebnisse.....	187
<b>4.) Weiterführende Forschungsansätze.....</b>	<b>195</b>
<b>4.1.) Kooperation.....</b>	<b>197</b>
4.1.1.) Dyadisch – Gefangenendilemma.....	197
4.1.2.) Gruppen – Spiel der öffentlichen Güter .....	203
<b>4.2.) Wettbewerb .....</b>	<b>209</b>

4.2.1.) Wettbewerbsleistung.....	209
4.2.2.) Wettbewerbseintritt .....	214
<b>4.3.) Gemeinsam gegeneinander: Kooperation und Wettbewerb .....</b>	<b>218</b>
<b>5.) Fazit.....</b>	<b>221</b>
<b>Literaturverzeichnis.....</b>	<b>227</b>

### **Abbildungsverzeichnis**

<b>Abbildung 1:</b> Standard Gefangenendilemma, Angst- und Gierdilemma.....	80
<b>Abbildung 2:</b> Angst-vor-der-Gier-Dilemma.....	81
<b>Abbildung 3:</b> Matrix zu „Defektieren auf die gemeine Art“.....	201

### **Tabellenverzeichnis**

<b>Tabelle 1:</b> Dyadische Kooperation.....	118
<b>Tabelle 2:</b> Kooperation in Gruppen.....	120
<b>Tabelle 3:</b> Weibliches Kooperationsverhalten.....	122
<b>Tabelle 4:</b> Männliches Kooperationsverhalten.....	123
<b>Tabelle 5:</b> Wettbewerbsleistung.....	189
<b>Tabelle 6:</b> Wettbewerbseintritt I.....	191
<b>Tabelle 7:</b> Wettbewerbseintritte II.....	193

## 1.) Einleitung

*„Das Wesen des Mannes ist die Männlichkeit, das des Weibes die Weiblichkeit.*

*Sei der Mann auch noch so geistig und hyperphysisch –  
er bleibt doch immer Mann; ebenso das Weib.*

*Die Persönlichkeit ist daher nichts ohne Geschlechtsunterschied.“*

*Ludwig Feuerbach*

Wie unterschiedlich sind Männer und Frauen tatsächlich? Geschlechterunterschiede und vor allem deren Ursprünge und Auswirkungen finden wir fast alle interessant – und zwar aus einem einfachen Grund: Sie geben uns nicht nur die Möglichkeit, etwas über uns selbst zu erfahren, sondern beinhalten zwangsläufig auch Informationen über jeden aktuellen und zukünftigen Interaktionspartner. Im Beruf, beim Sport, im Freundeskreis oder der Partnerschaft: Praktisch immer, wenn wir mit Menschen interagieren, gehören diese einem der beiden Geschlechter an. Darum ist es ein natürliches und durchaus sinnvolles Bedürfnis, wissen zu wollen, ob es systematische Unterschiede zwischen Männern und Frauen gibt. Denn das Wissen darüber könnte in nahezu allen Lebensbereichen hilfreich sein.

Allerdings existiert nicht nur eine Theorie darüber, warum sich Jungen von Mädchen bzw. Männer von Frauen in ihrem Verhalten und ihrem Denken und Fühlen unterscheiden sollten (Archer & Lloyd, 2002; Buss, 2004; Eagly, 1995; Fausto-Sterling, 1992; Hannover, 2000; Lippa, 2005; Maccoby, 2000). Die zahlreichen und sehr verschiedenen Ansätze bieten unterschiedliche Blickwinkel und Erklärungen. Und überraschenderweise klingen diese, zum Teil widersprüchlichen Argumentationen, jede für sich und auf ihre Art und Weise plausibel und überzeugend. Im Laufe der Zeit haben sich aufgrund dieser in sich schlüssigen und (vermeintlich) gegensätzlichen Theorierichtungen zwei wissenschaftliche Lager gebildet: Einerseits Anhänger der Theorie, dass Umweltfaktoren Geschlechterunterschiede bedingen und andererseits Anhänger der Theorie, dass es genetische Dispositionen sind, die zu Unterschieden zwischen Männern und Frauen führen. Jahrzehnte andauernde Debatten und Streitschriften zeugen von dieser Entwicklung: Die Frage, ob Geschlechterunterschiede sozial oder evolutionär motiviert sind, wurde zu einer fast ideologischen Gewissensfrage. Sehr plakativ und zugespitzt

könnte man behaupten, dass, wenn die beiden Lager nicht gerade versuchen, sich gegenseitig zu widerlegen, sie sich hartnäckig ignorieren.

Dabei stellt sich doch schlicht eine entscheidende Frage: Welche der bestehenden Theorien kann – bei nüchtern-neutraler Betrachtung – die Unterschiede zwischen Männern und Frauen am besten erklären und damit geschlechtsspezifisches Verhalten präzise vorhersagen? Um darauf eine Antwort finden zu können, gilt es zunächst, von den verschiedenen Theorien ausgehende Vorhersagen darüber zu formulieren, wie sich die Geschlechter verhalten sollten. Zudem benötigt man Beobachtungen darüber, wie sich Männer und Frauen in spezifischen Situationen tatsächlich verhalten, um die Prognosen dann mit den vorliegenden Beobachtungsdaten zu vergleichen. So lässt sich für jede Theorie individuell und abseits aller „Glaubensfragen“ feststellen, welcher Erklärungsanteil ihr in spezifischen Situationen zukommt.

Zwei Bereiche, die besonders prädestiniert dafür sind, Geschlechterunterschiede zu beobachten und zu erheben, sind Situationen der Kooperation und des Wettbewerbs. Warum gerade diese beiden? Kooperation und Wettbewerb decken einen weiten Bereich aller zwischenmenschlicher Interaktionen ab. Sie sind beide elementare Bestandteile unseres Alltags und Fundamente jeder Gesellschaft. Ob mit einem einzelnen Interaktionspartner oder mit einer Gruppe: „Cooperation is central to social behavior“ (Argyle, 1991: 3) und „Competition is a fact of life“ (Kilduff, Anger Elfenbein & Staw, 2010: 943).

1949 schrieb Deutsch: „There has been little in the way of explicit theorizing and virtually no experimental work with respect to the effects of co-operation and competition upon social process.“ (129). Glücklicherweise sieht die Forschungslage heute, über 60 Jahre später, deutlich anders aus. Sowohl die Kooperations- als auch die Wettbewerbsforschung bieten inzwischen vielfältige empirische Daten.

Das Ziel dieser Arbeit ist es, die Befunde zum geschlechtsspezifischen Kooperations- und Wettbewerbsverhalten systematisch aufzuarbeiten und den Erklärungsgehalt der verschiedenen Geschlechtertheorien im Bezug auf diese beiden zentralen sozialen Bereiche zu untersuchen. Dazu werden zunächst die bekannten sozialisationsorientierten und evolutionären Theorien, aber auch weniger bekannte Theorien zu Geschlechterunterschieden vorgestellt. Welchen generellen Ursprung für die Unterschiede vermuten die jeweiligen Ansätze? Wie begründen und vertei-

digen sie ihre Thesen? Welche Argumente für und gegen die jeweilige Richtung lassen sich anführen? Durch eine grundlegende Beschreibung der verschiedenen Theorien soll die ganze Landschaft der Geschlechterforschung aufgezeigt und die unterschiedlichen Denkweisen zugänglich gemacht werden. Im Anschluss werden aus diesen allgemein aufgespannten Theorien konkrete Vorhersagen für das geschlechtsspezifische Kooperations- und Wettbewerbsverhalten abgeleitet und den Daten aus beiden Forschungsfeldern gegenüber gestellt.

Durch das konsequente Vergleichen jeder herangezogenen Studie mit den theoretischen Vorhersagen lassen sich für beide Bereiche die spezifischen Erklärungsanteile der Theorien sowie die übergreifende Erklärungsstärke der sozialisationstheoretischen bzw. evolutionären Strömungen aufdecken. Das Ende sowohl des Kapitels der Kooperation als auch des Wettbewerbs bildet darum eine tabellarische Übersicht aller Erkenntnisse und der Schlussfolgerungen, die daraus gezogen werden können.

Dieses Vorgehen soll drei Dinge ermöglichen: Erstens sollen die Theorien dadurch so neutral wie möglich an der bestehenden Empirie geprüft werden, um somit konkrete Aussagen über ihre Vorhersagegenauigkeit machen zu können. Zweitens soll ein Beitrag zur Erklärung des geschlechtsspezifischen Verhaltens in kooperativen und kompetitiven Situationen geleistet werden. Schließlich sollen die gewonnenen Erkenntnisse dazu dienen, bestehenden Forschungsbedarf aufzudecken und mögliche Forschungsansätze zu entwickeln. Dabei gilt es, sowohl auf weiße Flecken in der Forschungslandschaft der Geschlechtertheorie als auch des Kooperations- und Wettbewerbsverhaltens hinzuweisen.

Und warum das alles? Nur um eine Theorie als „besser“ ausweisen zu können, nur um einen Teil zur theoretischen Debatte im Elfenbeinturm beizutragen? Nein. Ein besseres Verständnis von den Ursprüngen der Geschlechterunterschiede und den spezifischen Verhaltensmustern von Männern und Frauen in Kooperations- und Wettbewerbssituationen kann „important real-life consequences“ (Lippa, 2005: 35) haben. Wenn bekannt ist, warum sich Männer und Frauen unterscheiden, können davon ausgehend gezielte Aussagen darüber getroffen werden, wie und in welchem Umfang sich diese Unterschiede überwinden lassen – und ob wir dies überhaupt wollen. Konkretere Kenntnis über die Gleich- oder Verschiedenheiten, Präferenzen und Emotionen von Männern und Frauen in kooperativen und kom-



petitiven Situationen könnten also unmittelbar genutzt werden (Cox & Deck, 2006; Niederle & Vesterlund, 2008; Simpson, 2003): Von der Verbesserung der Zusammenarbeit und Anreiz- oder Beförderungssysteme über die Weiterentwicklung bestehender Schul- und Ausbildungsprogramme bis hin zur Förderung bürgerschaftlichen Engagements und der Spendenbereitschaft.

Die Erforschung von Geschlechterunterschieden in Kooperation und Wettbewerb und die systematische Überprüfung bestehender Theorien zu deren Erklärung, befriedigt also nicht nur unsere ureigene Neugier oder dient einem losgelösten wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn, sondern hat eine reale Bedeutung für das soziale Miteinander in unserer Gesellschaft.

*„Sehr geringe Unterschiede begründen manchmal sehr große Verschiedenheiten.“*

*Marie von Ebner-Eschenbach*

## 2.) Geschlechterunterschiede: Großer Streit um den kleinen (?) Unterschied

*„Grad und Art der Geschlechtlichkeit eines Menschen  
reicht bis in den letzten Gipfel seines Geistes hinauf.“  
Friedrich Nietzsche*

Ziel dieser Arbeit ist es, das Verhalten von Männern und Frauen in Situationen der Kooperation und des Wettbewerbes genauer zu verstehen und zu untersuchen, welche bestehenden Theorien dies am besten erklären und vorhersagen können. Dazu ist es unumgänglich, sich zunächst allgemein mit den verschiedenen Theorien und Argumentationen innerhalb der Geschlechterforschung zu befassen: In der Wissenschaft, die sich mit der Gemeinsamkeit und den Unterschieden der Geschlechter beschäftigt, gibt es grob gesagt nur zwei große Theorielager – Nature vs. Nurture. Es streiten also meist die Biologen oder Evolutionspsychologen mit den Soziologen oder Sozialpsychologen darüber, ob die Gene oder die Umwelt Ursprung von Geschlechterunterschieden sind.

Im frühen 20. Jahrhundert dokumentierten Wissenschaftler zunächst lediglich die Existenz von Geschlechterunterschieden ohne großes Interesse für deren Ursprung (Eagly, 1995). Erst seit 1950 wurde begonnen, sich umfangreichere Gedanken über das Auftreten von geschlechtsspezifischem Verhalten zu machen und es wurden die ersten funktionalen Theorien über die Geschlechter formuliert. Dies war zugleich der Startschuss einer hitzigen Debatte darum, was Mann und Frau ausmachen, wie sie zueinander stehen, und wie sie zueinander stehen sollten (Ely and Padavic 2007). Sie betraf nicht nur jede Person direkt – wir zählen schließlich alle zur der einen oder anderen Gruppe, um die es hier geht – sondern war auch immer mit der Diskussion um gesellschaftliche Strukturen verbunden. Wenn das bestehende Gefüge die Natur des Menschen widerspiegelt, dann wäre eine Veränderung nicht nur unnötig, sondern grundsätzlich unmöglich. Wenn es aber bloßer Erziehung entspringt und wider der eigentlichen Natur von Mann und Frau ist, so wäre das ein Grund, das Gefüge zu verändern. Dass das Thema der Unterschiede zwischen den Geschlechtern und deren Ursprünge demnach häufig stark politisch geprägt war, ist leicht nachvollziehbar.

Nicht zufällig startete die feministische Bewegung um Simone de Beauvoir ebenfalls in den 50iger Jahren und trat für eine Gleichberechtigung und -behandlung der Frau ein, die sich ihrer Meinung nach in keiner Weise vom Mann unterscheidet. Sie beeinflusste die Wissenschaft nachhaltig und setzte in den 1980igern den Begriff „Gender“ durch. Gender steht für eine vom biologischen Geschlecht gänzlich abgelöste, normative Kategorie, die mit einem ganzen Komplex an sozialen Prozessen einhergeht (Ely & Padavic, 2007). Der Titel eines Artikels von West und Zimmermann aus dem Jahr 1987 bringt die damals weitverbreitete Haltung auf den Punkt: „Doing Gender“. Zur gleichen Zeit forschten aber auch die Anhänger der biologisch-evolutionären Theorien intensiv am Thema Mann und Frau. 1989 veröffentlichte David Buss den bekannten und viel zitierten Artikel „Sex differences in human mate preferences: Evolutionary hypotheses tested in 37 cultures“, der Unterschiede in den Partnerwahlpräferenzen aufdeckte und evolutionär erklärte. Die Ergebnisse wurden von „der Gegenseite“ stark angezweifelt und es wurden mehrfache Re-Analysen von Buss' Daten durchgeführt (Eagly & Wood, 1999; Kasser & Sharma, 1999).

Die wissenschaftliche Erforschung von Geschlechterunterschieden war und ist also ein heftig diskutiertes Thema oder wie Alice Eagly es zusammenfasst: „Comparing the sexes has become increasingly controversial among psychologists.“ (Eagly, 1995: 145).

Doch es ist nicht die politisch-gesellschaftliche Tragweite allein, die das Thema so besonders macht, es gibt noch zwei weitere Aspekte. Zum einen spielt unser Geschlecht in jedem Bereich des Lebens eine Rolle und beeinflusst uns somit immer und überall (Lippa, 2005). Zum anderen stellt das Geschlecht im Gegensatz zu vielen anderen sozialen Kategorien lediglich zwei Ausprägungen dar, die zudem klar voneinander abgrenzbar sind. Es handelt sich dabei also um eine „clear-cut dichotomy“ (Rudman & Glick, 2008: 7).

Über was spricht man eigentlich, wenn man sich mit Geschlechterunterschieden beschäftigt? Die allgemeinste Definition ist wohl die biologische des „sexuellen Dimorphismus“, der sich auf Unterschiede in körperlichen Merkmalen und dem Verhalten von männlichen und weiblichen Exemplaren der gleichen Spezies bezieht (Archer & Lloyd, 2002). Doch dies beschreibt offenbar nur einen Aspekt von Geschlechterunterschieden. Im Englischen werden darum zwei Begriffe verwendet:

Während „Sex“ sich auf das biologische Geschlecht bezieht, wird „Gender“ wie bereits erwähnt im Sinne des sozialen Geschlechts verwendet. Als Übersetzung von Sex und Gender ins Deutsche könnten grob „Geschlechtlichkeit“ und „Geschlechtsidentität“ herangezogen werden. Das Wort „Geschlecht“ kann man als beide Aspekte umschließenden Oberbegriff verstehen und soll in dieser Arbeit auch als solcher gebraucht werden. Es dient also als neutraler Begriff, der hier sowohl im Zuge sozialisationstheoretischer als auch evolutionärer Theorien verwendet wird und keine theoretische Färbung enthält.

Im folgenden Überblick über die Theorien der Geschlechterwissenschaft soll aufgezeigt werden, dass darüber, was als Geschlechterunterschied verstanden werden kann, keinesfalls Einigkeit besteht. Es macht einen Unterschied, ob man lediglich Mittelwerte von Merkmalen vergleicht oder deren Verteilung betrachtet. Auch darüber, wie man misst und die Ergebnisse interpretiert, besteht keinesfalls Konsens in der Wissenschaftsgemeinschaft. So wird zum Beispiel den Evolutionsbiologen vorgeworfen, sich einzig auf die Unterschiede zwischen den Geschlechtern, nicht aber auf die vielen Gemeinsamkeiten zu konzentrieren (Hyde, 2007). Demgegenüber müssen sich die feministisch geprägten Forscher die Kritik gefallen lassen, sie würden sich einzig auf Null-Ergebnisse stürzen, um durch belegte Gleichheit der Geschlechter die Chancen der Gleichberechtigung zu stärken (Eagly, 1995).

Es drängt sich somit eine Frage auf, über die sich trefflich streiten lässt: Kann Geschlechterforschung überhaupt neutral und objektiv sein? Diese Arbeit hat den Anspruch so wertneutral, objektiv und unparteiisch wie möglich zu sein. Dazu werden sowohl sozialisationstheoretische als auch biologisch-evolutionäre Erklärungen zunächst so vorgestellt, wie ein Verfechter der jeweiligen Theorie sie einführen würde. Dies hilft, die Denk- und Argumentationsweisen beider Theorien nachzuvollziehen und ihre Überzeugungskraft einschätzen zu können. Wundern Sie sich also bitte nicht, wenn Sie am Ende dieses Kapitels sowohl der einen wie auch der anderen theoretischen Richtung beipflichten wollen. Nachdem die Theorien auf diese Weise mit ihren Pro- und Contra-Argumenten dargelegt wurden, sollen sie anschließend gleichermaßen an den Befunden aus den Bereichen Kooperation und Wettbewerb kritisch geprüft werden. Wer der „Gewinner“ sein wird, ist an dieser Stelle noch offen und ob am Ende ein solcher wirklich klar ermittelt werden kann, wird sich zeigen.

## **2.1.) Sozialisierungstheoretische Erklärungen: Zu Beginn sind wir alle gleich**

Die Sozialisierungstheorien basieren auf der Annahme, das Leben beruhe auf „impliziten Normen eines stillschweigenden Einverständnisses, die gesellschaftlichen Konventionen zu akzeptieren und zu leben“ (Steins, 2010: 14). Kurz gesagt: Kultur kreiert, definiert und bewahrt unsere Lebenswirklichkeit. Alle Verhältnisse sind demzufolge lediglich Produkte sozialer Übereinkunft und damit weder universell oder naturgegeben noch fix oder unveränderlich (Marecek, Crawford & Popp, 2004).

Dies gilt auch und besonders für das herrschende Verständnis von Mann und Frau. Feministinnen wie Simone de Beauvoir und Judith Butler vertreten die Meinung, dass unser Geschlecht bzw. die Geschlechtsidentität oder das, was wir mit dem biologischen Geschlecht assoziieren, ein rein kulturelles Konstrukt sei und damit keinesfalls eine kausale Rechtfertigung habe (Beauvoir, 1951/ 2000; Butler, 1991). Es handle sich dabei vielmehr um eine arbiträre Idee, deren Inhalt und Bedeutung dynamisch sind, und sich von Ort zu Ort und über die Zeit hinweg ändern (Ely & Padavic, 2007). Geschlechterunterschiede werden somit als bloße Fiktion betrachtet, die der Legitimation von Ungleichheit und Unterdrückung dienen (Ely & Padavic, 2007).

Entsprechend dieser sozialisierungstheoretischen Sichtweise werden jedem Geschlecht eine Rolle sowie Rechte, Pflichten und Verhaltensweisen zugesprochen. Diese geschlechtsbezogenen Überzeugungen bestimmen als eines der grundlegenden Prinzipien der Gesellschaft das Zusammenleben auf Individual- und Gruppenebene und beeinflussen die Gedanken, Gefühle und das Verhalten jedes Gesellschaftsmitgliedes (Deaux & Major, 1987; Eckes & Trautner, 2000; Ridgeway & Bourg, 2004). Wann immer Menschen miteinander interagieren, bringen sie diese Erwartungen ein und bestätigen und verstärken dadurch das bestehende System.

Anders ausgedrückt kann man sagen, dass unser Geschlecht gleichzeitig als ein Stimulus (für Wahrnehmung, Beurteilung und Verhalten), als Prozess (Veränderungen in Bedeutung und Ausprägung) und als Produkt (reale Konsequenzen und damit Schaffung von sozialer Wirklichkeit) wirkt (Deaux & Major, 1987; Eckes & Trautner, 2000; Hyde, 2007). Doch wie finden die konstruierten kulturellen Gege-

benheiten ihren Weg in die Köpfe der Menschen? Das führt direkt zu der Frage, was unter Sozialisation zu verstehen ist.

Sozialisation ist der Prozess der Vermittlung und Internalisierung von kulturellen Werten und Normen (Lytton & Romney, 1991). Es werden dabei alle Lernprozesse eingeschlossen, die wir im Laufe eines Lebens erfahren und die uns zu Teilern der Gesellschaft machen. Sogenannte soziale Agenten leben Verhaltensmuster vor und setzen Regeleinhaltungen durch positive und negative Verstärkung durch (Maccoby, 2000). Eltern, Lehrer, Freunde, Medien und Vorbilder spielen hierbei entscheidende Rollen: Ob die eigene Mutter alleinerziehend ist oder man in einer Großfamilie lebt, bietet ein unterschiedliches Umfeld mit verschiedenen (Lern-)Erfahrungen und Erlebnissen, zum Beispiel im Bezug auf das persönliche Frauenbild.

Grundsätzlich spielt das allgemeine menschliche Bedürfnis nach Zugehörigkeit eine entscheidende Rolle: Sobald herrschende Werte und Normen erkannt werden, führen sie in den meisten Fällen zu einer selbstverständlichen Anpassung an diese kulturellen Vorgaben (Steins, 2010). Mittels Internalisierung werden die Verhaltens-, Denk- und Fühlmuster zur verinnerlichten also internalen Disposition (Fagot, Rodgers & Leinbach, 2000).

Im konkreten Bezug auf geschlechtsbezogenes Verhalten besagen die Sozialisationstheorien, dass Jungen und Mädchen unterschiedlich von ihrer Umwelt behandelt werden und somit ein unterschiedliches Verhalten von der Gesellschaft provoziert wird (Lippa, 2010). Als Gefüge von geschlechtsspezifischen Regeln und Riten gibt die Kultur somit Männern und Frauen verschiedene Wege vor (Steins, 2010) oder mit den Worten von Simone de Beauvoir (1949/1976): „*On ne naît pas femme, on le devient*“ (13) – man kommt nicht als Frau zur Welt, sondern wird es.

Diese kulturellen Vorstellungen davon, was Mann und Frau ausmachen, haben fundamentale Konsequenzen. Sie sind allgegenwärtig und führen dazu, dass wir gar nicht mehr wahrnehmen, wie vielfältig sie uns beeinflussen (Lippa, 2005). Sie werden somit zu einer „zweiten Natur“, die wir als selbstverständlich annehmen und in uns verankern. Demzufolge bestimme das Geschlecht entscheidend mit, welche Talente wir entwickeln und welche wir vernachlässigen, welches Konzept wir von uns und anderen haben, auf welche Möglichkeiten und Hindernisse wir stoßen und welche Wege wir im Privaten und Beruflichen einschlagen (Browne,

2006; Pinker, 2008). All diese entscheidenden Aspekte unseres Lebens sind nach Meinung der Sozialisationstheoretiker stark durch die gesellschaftliche Geschlechtertypisierung geprägt – in der Regel ohne dass wir uns dessen bewusst sind (Bussey & Bandura, 2004).

### 2.1.1.) Der Ursprung der Unterschiede zwischen Mann und Frau

#### Geschlechteridentität

Die Voraussetzung für alle sozialen Prozesse in Abhängigkeit des Geschlechts ist das Verstehen und Empfinden der Zugehörigkeit zu einem Geschlecht: unsere Geschlechtsidentität (Bischof-Köhler, 2006; Ely & Padavic, 2007). Dieses Selbstverständnis als Mann oder Frau ist als unveränderbare und überdauernde Charakteristik ein wichtiger Teil unseres Selbstkonzeptes (Lippa, 2005). Zudem hat das Geschlecht eine erhebliche Bedeutsamkeit in den meisten Lebensbereichen und führt so zu einer Selbstkategorisierung: Jeder hat klare Vorstellungen über das „typisch Männliche und Weibliche“ und integriert diese zu großen Teilen wie selbstverständlich in das Konzept der eigenen Person (Athenstaedt, Haas & Schwab, 2004; Deaux & Major, 1987)

Kinder beginnen mit ca. drei Jahren ein Bewusstsein über ihr eigenes Geschlecht zu entwickeln und durchlaufen dann verschiedene Entwicklungsstufen hin zur eigenen Geschlechtsidentität. Nach Kohlberg (1974) erkennen sie zunächst ihr eigenes Geschlecht und dann das anderer Personen. Diese erste Form der Geschlechteridentität („Ich bin ein Junge und du ein Mädchen“) befähigt Kinder, selektiv all jenes der sozialen Umwelt wahrzunehmen, was auf ihr jeweiliges Geschlecht zutrifft. Sie ordnen weibliche und männliche Verhaltensweisen zu und bilden zum ersten Mal stabile Kategorien für „Männlich“ und „Weiblich“. Darauf folgt das positive Bewerten des eigenen Geschlechts und die Präferenz für gleichgeschlechtliche Spielpartner (Bischof-Köhler, 2006). Diese Favorisierung und Solidarisierung mit Geschlechtsgenossen bleibt während der Kindheit erhalten und ist auch bei Erwachsenen noch beobachtbar (Archer & Lloyd, 2002).

Offenbar begleitet uns unsere Geschlechtsidentität also das ganze Leben hindurch. Doch warum ist eine solche Kategorisierung überhaupt wichtig für uns und wie wird sie vermittelt?

Die Theorie der sozialen Identität geht davon aus, dass alle Menschen nach einer Gruppenzugehörigkeit streben, um eine positive eigene Identität zu erlangen und zu erhalten (Tajfel & Turner, 1986/2004). Diese Gruppenzugehörigkeit ist gekennzeichnet durch geteilte Einstellungen, Werte und Verhaltensweisen. Und gleichzeitig geht ein starkes Motiv mit ihr einher, diese akzeptierten Normen der Gruppe zu erfüllen (Rudman & Glick, 2008). Zum einen um die Gruppenzugehörigkeit nach außen zu signalisieren, zum anderen um die Anerkennung der Gruppenmitglieder zu erzielen und um den Ausschluss aus der Gruppe zu vermeiden (Tajfel & Turner, 1986/2004).

Und, wie bereits erwähnt, ist unser Geschlecht eine der ersten Identitäten, die wir annehmen. Dabei wird das, was die jeweilige Gruppe „Männlich“ oder „Weiblich“ ausmacht, vom Umfeld eines Kindes bestimmt. Eltern führen die Unterscheidung zwischen den Geschlechtern früh ein und machen mittels Namen und Kleidung die Gruppenzugehörigkeit kenntlich. Dies wird auch sozial eingefordert. Man denke nur an eine der ersten Fragen bei einem Neugeborenen: „Ist es ein Junge oder ein Mädchen“ (Rudman & Glick, 2008). Zudem ist selbst für Kleinkinder die Unterscheidung in die dichotome und leichtverfügbare Geschlechterkategorie relativ einfach. Es beobachtet das Verhalten der Eltern und ahmt, der Geschlechteridentität folgend, das Verhalten des gleichgeschlechtlichen Elternteils nach (Bussey & Bandura, 2004). Durch regelmäßiges Beobachten des Verhaltensrepertoires der beiden Geschlechter resultiert die Überzeugung, dass bestimmte Verhaltensweisen geschlechtsspezifisch sind: Wenn nur die eigene Mutter sich um die Wäsche kümmert und die Mutter des Freundes auch, dann wird das wohl „typisch Frau“ sein. Hinzu kommen positive Verstärkung für geschlechtskonformes Verhalten und damit das Erleben einer Identitätsstärkung (Maccoby, 2000). Dieses soziale Lernen durch Beobachtung und Verstärkung führt demzufolge zur Assoziierung mit der eigenen Geschlechtsgruppe und Verinnerlichung der Normen (Carli & Bukatko, 2000).

Vertreter der Theorie der Geschlechteridentität berufen sich also darauf, dass die sozialen Identitäten einen machtvollen Einfluss auf unsere Selbstwahrnehmung, unsere Bewertung anderer und unser Verhalten haben (Maccoby, 2000), und die Geschlechteridentität dabei eine der ersten und zudem konstante unter ihnen darstellt. Unser Geschlecht stiftet uns demnach Identität und Zugehörigkeit. Das, was



wir mit der Gruppe „Männlich“ oder „Weiblich“ verbinden, wird uns im Laufe unseres Lebens beigebracht. Diese Inhalte integrieren wir in unser Selbstkonzept und beurteilen uns selbst und das andere Geschlecht danach.

### Geschlechterrollen und die (bio-)soziale Rollentheorie

Gemäß der Sozialisationstheorie lernen wir also von klein auf, was es heißt, ein Mädchen respektive eine Frau oder ein Junge respektive ein Mann zu sein. Aber wie sieht „typisch weiblich“ genau aus und vor allem warum sieht es so aus? Wie unterscheidet sich „typisch männlich“ davon und warum tut es das gerade in dieser Art und Weise?

Sozialisationstheoretiker erklären dies mittels Geschlechtsstereotypen (Bischof-Köhler, 2006; Eagly & Wood, 1999): Männer werden grundsätzlich als eher unabhängig, durchsetzungsfähig, ehrgeizig, ergebnisorientiert, aggressiv und risikobereit angesehen. Diese Eigenschaften fasst man häufig auch unter dem Begriff „agentic“ zusammen. Hingegen werden Attribute wie freundlich, verständnisvoll, nachgiebig, fürsorglich, emotional und ängstlich meist Frauen zugeschrieben und auch unter dem Begriff „communal“ subsumiert. Diese Zuweisung von Eigenschaften konnte nicht nur in zahlreichen Studien belegt werden (Diekmann, Eagly & Kulesa, 2002; Eagly & Sczesny, 2009; Lippa, 2005), sondern ist nahezu allgemein gültig: Sie wird von Frauen und Männern, von Alt und Jung, von Verheirateten und Singles, von Gebildeten und Ungebildeten sowie über die meisten Kulturen hinweg geteilt. Es handelt sich dabei nicht nur um typische, sondern gleichzeitig auch wünschenswerte Attribute von Mann und Frau: „Gender roles represent the typical and desirable behavior of the sexes within a society.“ (Eagly, Wood & Johannesen-Schmidt, 2004: 276). Aber warum ist das so?

Hierfür gibt die bio-soziale Rollentheorie einen Erklärungsansatz (Eagly, 1997; Eagly & Wood, 1999; Eagly, Wood & Diekmann, 2000; Eagly et al., 2004). Sie basiert auf der soziologischen Tradition der Rollentheorie von z.B. Raloh Linton, Gregor Herbert Mead, Georg Simmel (Biddle, 1986; Fischer & Wiswede, 2002): Als soziale Rollen versteht man dabei die Summe aller gesellschaftlich geteilten, normativen Erwartungen, die an den Inhaber einer spezifischen sozialen Position gerichtet werden (Biddle, 1986; Fetchenhauer, 2011a). Der resultierende Druck zur

Rollenerfüllung variiert zwar zwischen den Kulturen in seiner Intensität, ist jedoch ein universelles Phänomen (Eagly & Wood, 1999; Wood & Eagly, 2002).

Was aber ist der Grund für verschiedene Rollen von Mann und Frau? Die bio-soziale Geschlechterrollentheorie führt dies schlicht auf körperliche Unterschiede zwischen Männern und Frauen zurück (Eagly & Wood, 1999): Männer sind physisch überlegen, Frauen hingegen können Kinder gebären und stillen. Dadurch ergab sich in Jäger- und Sammlergesellschaften eine natürliche Arbeitsteilung. Frauen waren für die Aufzucht der Kinder zuständig und Männer sorgten für Nahrung und Schutz der Familie. Diese Aufteilung hat sich bis heute gehalten und drängt Frauen und Männer in unterschiedliche Rollen (Eagly & Sczesny, 2009). Frauen sind auch heute noch zumeist für den Haushalt und die Kinder zuständig, während Männer als „Ernährer der Familie“ in der Regel Lohnarbeit nachgehen (Eagly et al., 2000). Diese gesellschaftliche Arbeitsteilung führt gemäß der Theorie der Geschlechterrollen zu einer unterschiedlichen Wahrnehmung der Geschlechter und damit zu einer Art sich selbst verstärkenden Teufelskreis. Frauen erfüllen (zwangsläufig) die Rolle der Fürsorgerin und werden dementsprechend als communal und sozial wahrgenommen. Durch das Erfüllen der Rolle wird die Rollenerwartung somit bestätigt und aufrechterhalten. Gleiches gilt für Männer, sie verhalten sich ihrer Rolle entsprechend wettbewerbsorientiert und neigen dazu, konkurrenzbetonte Sportarten, Berufe und Hobbys zu wählen. Folgerichtig werden sie im Vergleich zur Frau als stärker *agentic* wahrgenommen. Das rollenkonforme Verhalten der Geschlechter wird also als individuelle Neigung attribuiert – und das sowohl vom externen Betrachter als auch vom Rollenträger selbst (Eagly et al., 2000; Zemore, Fiske & Kim, 2000). Die Macht der Erwartungen führt zu erwartungskonformen Verhalten, was wiederum die Erwartungen bestätigt.

Hinzu kommt laut Sozialisationstheoretikern noch ein weiterer Faktor: Die typischerweise von Männern besetzten Rollen fordern andere Voraussetzungen und Verhaltensweisen als die Rollen, die typischerweise Frauen innehaben. Infolgedessen passen sich Frauen und Männer an die geschlechtstypischen Rollen an. Sie eignen sich besonders jene spezifischen Fähigkeiten an, die für das erfolgreiche Erfüllen der Rolle notwendig sind. Zudem machen sie in ihrem Rollenumfeld unterschiedliche Erfahrungen und können dadurch unterschiedliche Fähigkeiten trainieren. Darüber hinaus erfahren sie von ihrer Umwelt eine klare Rückmeldung, was in

Abhängigkeit von ihrem Geschlecht sozial erwünscht ist. Die Vertreter der Geschlechterrollentheorie sehen in diesen verschiedenen Realitäten der Geschlechter und dem normativen Druck den Grund für geschlechtstypisch-konsistente Verhaltensweisen (Eagly et al., 2004). Die Rollen werden im individuellen Selbstkonzept von Mann und Frau verankert, was Rollenerwartungen und geschlechtsspezifische Normen zu internalen, unhinterfragten Motiven macht (Eagly & Wood, 1999). Sie werden zum Maßstab für die Bewertung des eigenen Verhaltens und führen zu psychologischen Unterschieden zwischen Mann und Frau. Beide empfinden Erfahrungen, die kongruent mit den Geschlechternormen sind, als positiv (Eagly et al., 2004): „gender role norms are internalized and adopted as personal standards against which people judge their own behavior.“ (Eagly et al., 2004: 279).

Und selbst wenn Frauen aus der Hausfrauenrolle aus- und in die Arbeitswelt eintreten, so gehen sie hier wieder überwiegend „typischen Frauenberufen“ nach und besetzen Positionen auf niedrigeren Hierarchieebenen (Eagly et al., 2004). Denn parallel zu den Geschlechterrollen entstehen durch die systematische Zuschreibung von typisch weiblichen und typisch männlichen Attributen zu verschiedenen Berufsgruppen typische Frauen- und Männerberufe (Cejka & Eagly, 1999). Sekretärin, Krankenschwester und Kindergärtnerin werden als sozial, unterstützend und auf andere bezogen angesehen, während Führungspositionen wie Geschäftsleiter, Arzt oder Professor eher mit Begriffen wie stark, durchsetzungsfähig und aufgabenbezogen in Verbindung gebracht werden (Eagly & Wood, 1999). Auch wenn die einstigen Ursachen für die Aufgabenteilung von Mann und Frau – die physischen Unterschiede – heute eine nachrangige Rolle spielen, wird beruflicher Erfolg nach wie vor mit männlichen Qualitäten assoziiert (Eagly et al., 2000) und der Zusammenhang, der gerne als „Think-Manager-Think-Male“ beschrieben wird, ist immer noch in den Köpfen – in den männlichen und in den weiblichen (Sczesny, 2003).

Zusammenfassend kann man sagen, dass gemäß der sozialisationsorientierten Theorie der Geschlechterrollen die Unterschiede im Verhalten von Männern und Frauen in der Zuweisung zu verschiedenen sozialen Rollen der Hausfrau und der des Erwerbsverdieners liegt (Eagly et al., 2000). Oder: „Sex differences in behavior thus reflect contemporaneous social conditions.“ (Eagly & Wood, 1999: 414). Unterschiede entspringen demnach sozialen Gegebenheiten und nicht naturgegebenen